

lung, man brauche nur in die Ehe zu fliehen, um alle Probleme los zu sein, verkennt doch den Trend des Heute ebenso wie den inneren Anspruch der Ehe, die im Mut und der Geduld derer, die den Weg des Zölibats gehen, ihre stärkste Stütze und Bejahung findet.

Schließlich: Natürlich gibt es Zölibatsverfehlungen und ungünstige psychische Auswirkungen, wo er unter falschen Voraussetzungen angegangen wurde. Aber auch das sollte man nicht verbergen, daß die Ehe vor ähnlichen Gefahren keineswegs immunisiert. Und über den Negativa sollten wir doch nicht vergessen, wie viele reife und große Gestalten in der Schule des Priestertums der katholischen Kirche herangewachsen sind; hätte es sie nicht gegeben, hätten wir doch alle nicht den Weg zu diesem unzeitgemäßen und gerade darin so zeitgemäßen Wagnis gefunden.

Noch einmal zum Schluß – ich habe Ver-

ständnis für Ihre so noble und sachliche Wortmeldung. Aber es war mir doch wichtig, sichtbar zu machen, daß auch heute nicht nur Borniertheit und Ängstlichkeit für den Zölibat stehen, sondern Gewichte, die nicht zufällig die Jahrhunderte überdauert haben.

Mit den besten Grüßen und Wünschen verbleibe ich Ihr im Herrn ergebener

Joseph Kardinal Ratzinger

* Der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Joseph Ratzinger, bat um die Veröffentlichung dieses Briefs als Stellungnahme zum Aufsatz von Richard Egenter im Septemberheft (635 bis 638). – Professor Egenter möchte von einer Entgegnung auf den Brief seines Bischofs absehen. Er legt lediglich Wert auf die Feststellung, daß es ihm natürlich fernliegt, „die Ehe allzusehr unter dem Gesichtspunkt des *remedium concupiscentiae* (zu) behandeln“.

Anmerkung der Redaktion

Abschied von der christlichen Welt?

In die Auseinandersetzung um das Verhältnis von Christentum und Welt bringt Oskar Köhler unter der Überschrift „Nachgeschichte einer ‚Christlichen Welt‘“ (in dieser Zschr. 195, 1977, H. 4, 219–235) einen aufschlußreichen Beitrag ein. Um Köhlers Thesen zusammenzufassen: Die „Heimholung der Welt“, während zweier Jahrhunderte versucht, ist an dem irreversiblen Prozeß der Dechristianisierung gescheitert. „Die Welt hat ihre eigene natürliche Vernunft.“ Köhler zeichnet den geschichtlichen Ablauf, in dem weder die katholische noch die reformatorischen Kirchen den Staat in die reine Weltlichkeit entlassen wollten, er spricht von der „fortlebenden Illusion Leos XIII.“, der eine auch nur partielle Rechristianisierung nicht erreicht habe. Abschließend zu diesem Papst heißt es dann: „In diesen Gruppen – d. h. der nationalen Katholizismen – innerhalb der modernen Gesellschaft konnte die Vorstellung einer ‚Christlichen Welt‘ weiterleben – im ‚Getto‘, wie man hinterher in simplifizierender Selbstdiskriminierung sagte (im ‚Fellachen‘-Dasein hätte man – die Herren der Industriegesell-

schaft mit den Römern und die Katholiken mit den muslimischen Bauern nach dem Ende der ägyptischen Hochkultur vergleichend – in O. Spenglers Morphologie der Nachgeschichte auch sagen können).“ „Heraus aus dem Turm“ lautete die Befreiungspareole. Man ging hinaus. Wohin? Dem gegenwärtigen „Modernismus“ in der Kirche gehe es ebenso wie den Konservativen um die Erhaltung der „Christlichen Welt“, die es jedoch weder in der Gesamtgesellschaft noch in einer gesellschaftlichen Sondergruppe mehr geben könne.

Gegen Köhler könnte der Vorwurf erhoben werden, er habe seinen Zentralbegriff „Christliche Welt“ nicht ausreichend definiert. Aber seine Hinweise auf geschichtliche Ereignisse machen deutlich, was gemeint ist. Es ist grob gesprochen der soziale Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts. Incidenter greift Köhler damit zurück auf die Grundproblematik unserer Zeit, indem er sowohl Ursache als auch die radikale Tiefe der Entchristlichung aufzeigt. „Der Prozeß der Dechristianisierung seit dem 19. Jahrhundert ist überaus vielschichtig, auch nach Ländern sehr

verschieden, läßt auch regionsweise die Bauern nicht aus, hat aber vor allem seinen Ursprung in Teilen der Aristokratie und im liberalen Bürgertum. Niemand wird bestreiten, daß die Verelendung der Massen insbesondere in der frühindustriellen Zeit einen guten Nährboden für die Dechristianisierung darstellte.“ Dieser zutreffenden Analyse bleibt im Hinblick auf die „Christliche Welt“ nur hinzuzufügen, daß ursächlich für die religiöse Entscheidung der vorstehend aufgeführten Kreise nicht primär ein Unbefriedigtsein über das Verhältnis von Christentum und Welt war, sondern der tiefergreifende Zweifel an der Wahrheit des christlichen Glaubens. Am Anfang der Dechristianisierung steht ein vermeintlich wissenschaftliches Prinzip gegen die göttliche Offenbarung, die ebenso wie die Tradition verworfen wird.

Köhler wertet die Situation des Christentums in unserer Epoche, des „Christentums im Atomzeitalter“, wie er formuliert, als diametral andersartig als in jedem Zeitabschnitt seiner zweitausendjährigen Geschichte. Denn unsere Welt, so führt er aus, biete nicht den geringsten Haltepunkt für den christlichen Glauben, der „Welt“-arm wie nie zuvor geworden sei. In den Zeiten der römischen Verfolgung habe der wahre Gott den Göttern des Imperators gegenübergestanden, und selbst im ersten Jahrhundert nach der Französischen Revolution bestanden noch Reste der „Christlichen Welt“ fort. Mit anderen Worten, die Gesellschaft habe die christliche Substanz restlos verbraucht, und unausgesprochen klingt an, das Transzendente stehe in einem unüberbrückbaren Widerspruch zur modernen Gesellschaft. Dieser Vorgang sei irreversibel.

Nach seiner scharfsinnigen Analyse entläßt Köhler den Leser ohne jeden konkreten Hinweis auf das, was nun der Katholik tun muß, mit Berufung auf den Theologen Johann Baptist Metz und die Hoffnung des Glaubens. Eine katholische Soziallehre kann es nicht mehr geben, und der politische Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts als die Verteidigung einer katholischen Staats- und Gesellschaftskonzeption kann, aber soll nach ihm

auch nicht wiederaufleben, was besagt, daß innerhalb einer pluralistisch organisierten Gesellschaft, die dieses Prinzip bis an die Grenze der Integrationsunfähigkeit vorgetrieben hat, katholische Auffassungen, soweit sie überhaupt noch legitim erscheinen – und das ist nach Köhler zumindest zweifelhaft –, nicht mehr wirksam eingebracht werden können; erfordert doch die Vertretung geistiger und materieller Interessen in unserer Industriegesellschaft die planmäßige Arbeit organisierter Gruppen. Der Katholizismus nach 1945 ist zunehmend von der Vorstellung der missionarischen Aufgabe des einzelnen katholischen Laien ausgegangen und löste oder lockerte die früher bestehenden Blöcke mit dem Ergebnis, daß der einzelne bestenfalls in loser Gruppe arbeitende Katholik überfordert ist und sein Beitrag für Staat, Volk und Gesellschaft fast unbemerkt unterging. Selbst Kundgebungen der beiden Kirchen in Deutschland oder Erklärungen der deutschen Bischöfe wurden von den Regierenden höflich zur Kenntnis genommen, ohne daß sie den politischen Entscheidungsprozeß wirklich beeinflussten. Der sogenannte Dialog verbrämt die tatsächliche Einflußlosigkeit kirchlicher Instanzen.

Sicherlich würde man den gewichtigen Aufsatz Köhlers mißverstehen, wollte man aus ihm die Forderung nach einer Trennung von Welt und Glauben und einer totalen Autonomie der Welt herleiten in dem Sinn, die Kirche habe sich nach dem Scheitern der von ihr bisher geforderten „Christlichen Welt“ den Gesetzen der „Weltlichen Welt“ zu fügen und in dieser einzurichten. Denn das würde im Ergebnis dahin führen, daß die Kirche ihre Legitimität aus eben dieser Welt zu begründen suchte, indem sie sich deren Tendenzen anpaßte und dabei ihrem Auftrag untreu würde, der Welt entgegen modischen Strömungen das Heil Christi und bei aller Eigenständigkeit, die sich in einem geschichtlichen Prozeß erweitern kann, die Unterwerfung der Welt unter das Sittengesetz Gottes zu künden. Um so besser, wenn sie sich in dieser Mission streckenweise mit Strömungen trifft, die nicht christlich bestimmt sind. Aber

es wäre ein schlimmer Fehlansatz, würde die Kirche moderne Zeitströmungen aufzufangen suchen, indem sie sie über eine „Theologie der Welt“ als christliche Postulate nachzuweisen suchte.

Kirche lebt und wirkt aus der Tradition. Denn am Anfang steht die uns tradierte Offenbarung Gottes durch seinen Sohn Jesus Christus. Erscheinungsformen der Kirche sind und werden auch in Zukunft geschichtlich bedingt sein. Aber eine Gefahr der Gegenwart angesichts der verbreiteten Traditionslosigkeit macht nicht vor den Kirchen-toren halt, Lehren der Päpste, die keine Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen, aber nichtsdestoweniger von großer Bedeutung sind, stillschweigend beiseite zu legen, weil sie sich damals wie heute mit bestimmten modischen Zeitströmungen nicht decken. Wo von dem Verhältnis von Kirche, Staat und Gesellschaft die Rede ist, muß immer wieder auf das grundlegende Rundschreiben Pius' XI. „Quas Primas“ vom 19. Dezember 1925 über die Einsetzung des Christkönigsfestes hingewiesen werden. Eindeutig führt der Papst zu dem von Köhler behandelten Thema aus: „Auch ist in dieser Hinsicht – d. h. der Herrschaft Jesu Christi – kein Unterschied zu machen zwischen Einzelmenschen und häuslichen oder bürgerlichen Gemeinschaften, denn die in Gemeinschaften vereinigten Menschen stehen nicht minder unter der Herrschermacht Christi als die Einzelmenschen.“ Im Zusammenhang mit Säkularisierung und Nachgeschichte der „Christlichen Welt“ sollte die scharfe Verurteilung des Papstes: „Die Pest unserer Zeit ist der sogenannte Laizismus mit seinen Irrtümern und gottlosen Absichten“ uns auch heute noch etwas bedeuten.

Denn diese grundsätzliche Erklärung wurde durch das Zweite Vatikanische Konzil nicht gegenstandslos, heißt es doch in „Gaudium et spes“ (36): „Wird aber mit den Worten ‚Autonomie in zeitlichen Dingen‘ gemeint, daß die geschaffenen Dinge nicht von Gott abhängen und der Mensch sie ohne Bezug auf den Schöpfer gebrauchen könne, so spürt jeder, der Gott anerkennt, wie falsch eine solche Auffassung ist.“ Mit anderen Worten,

die Welt steht bei aller Autonomie weltlicher Sachbereiche unter dem Sittengesetz Gottes. Das Konzil konkretisiert diese Auffassung in dem Verhältnis Kirche – Staat: „Immer und überall nimmt sie das Recht in Anspruch, in wahrer Freiheit den Glauben zu verkünden, ihre Soziallehre kundzumachen, ihren Auftrag unter den Menschen ungehindert zu erfüllen und auch politische Angelegenheiten einer sittlichen Beurteilung zu unterstellen, wenn die Grundrechte der menschlichen Person oder das Heil der Seelen es verlangen“ (76).

Bei der Auseinandersetzung um die Freigabe der Abtreibung in der Bundesrepublik Deutschland, in der alle Parteien des Bundestags das naturrechtliche Postulat schwer verletzten, kam die Grundentscheidung gegen die „Christliche Welt“ in einer Form zum Ausdruck, die kein Katholik jetzt und in Zukunft hinnehmen kann.

Wer das Leben des Menschen in der Geschichte und damit gleichfalls die Bindung der Kirche an das Zeitliche bewußt bei sich selbst vollzieht, wird als Katholik die Lösung des Staates aus seinen sittlichen Bindungen weder als Ausdruck der pluralistischen Gesellschaft noch als definitives Ende der „Christlichen Welt“ hinnehmen. Denn in diesem Fall wäre Pluralismus nur die Umschreibung für den Ausschluß göttlicher Legitimität durch eine welt-immanente Legitimität.

In seiner konkreten Erscheinungsweise ist Pluralismus sowohl in der Gesetzgebung als auch im Bildungswesen nicht nur nicht religiös-neutral, sondern schlechthin antireligiös, indem er eine Weltanschauung voraussetzt, die ein Christ nicht mehr nachzuvollziehen vermag. Ich nehme nur das vorstehend angeführte Rundschreiben Pius' XI., in dem der Papst als Ziel sozialen Handelns „gerechte Freiheit, Ordnung, Ruhe, Eintracht und Friede“ bezeichnet, also Ziele, die in offensichtlichem Gegensatz zu der unser Schulwesen beherrschenden Konflikttheorie mit ihren Angriffen gegen Autorität und Tradition stehen. Daß junge Menschen bei solchen Erziehungszielen keinen Zugang zum Christentum mehr finden, das die Autorität Gottes und die Bin-

derung an seine Gesetze kündigt, also die Freiheit des menschlichen Willens begrenzt, dürfte nicht verwundern. Hier liegt eine wesentliche Ursache der Dechristianisierung der Jugend, die mit vermeintlich jugendgemäßen Formen von Liturgie und ähnlichen Veranstaltungen nicht zu bannen ist. Teile der Universitätsjugend übersetzen die ihnen eingetrichterte antiautoritäre Konflikttheorie schlechthin mit Klassenkampf, was dann mitursächlich wurde für die Restauration des Marxismus als eines Ersatz-Heilglaubens. Mitunter verkennen auch katholische Kreise die Schwere des Problems, wenn sie annehmen, man könne bei jungen Menschen durch das Aufzeigen von Verbindungslinien von bestimmten Forderungen des Marxismus hin zum Christentum eine Bekehrung bewirken. Der Erkenntnisprozeß vieler junger Menschen wurde auf den Schulen unter Schlagworten wie „kritisch“ oder „mündig“ in eine Richtung gelenkt, die den Zugang zum Transzendentalen in jeder Form erschwert, wenn nicht für die meisten ausschließt, weil aus dem Blickpunkt der angeblichen Allmacht des Menschen, für den unter günstigen gesellschaftlichen Voraussetzungen alles machbar sei, argumentiert wurde. Nur eine solche Argumentation, so fügte man hinzu, sei verstandesmäßig nachvollziehbar und entspreche damit dem Denken „moderner“ Menschen.

Ist dem aber so – und mit meiner Schlußfolgerung befinde ich mich im Gegensatz zu Köhler –, dann ist die geschichtliche Aufgabe des deutschen Katholizismus *rebus sic stantibus*, in einer pluralistischen Gesellschaft selbst wieder ein Faktor dieser Pluralität zu werden und durch Behauptung eines katholischen Raums in und durchaus in Kommunikation mit der übrigen Gesellschaft die fortschreitende Dechristianisierung anzuhalten und wenigstens teilweise rückgängig zu machen. Das aber bedeutet Restauration katholischer Strukturen in Staat und Gesellschaft.

Hans Berger

Der Verfasser dankt Herrn Botschafter a. D. Dr. Hans Berger für die Aufmerksamkeit, die er seinem Versuch gewidmet hat. Selbst im

Denken seiner Generation aufgewachsen, versteht er dessen Argumentation. Wenn er ihm dennoch in der folgenden Replik widerspricht, dann nicht, um recht zu behalten. Denn es ist oft gar nicht erfreulich, sich nicht widerlegt zu sehen.

1. Es ist richtig, daß der Verfasser des Aufsatzes den Leser entläßt „ohne jeden konkreten Hinweis auf das, was nun der Katholik tun muß“ – richtig, wenn eine ebenso fundamentale wie konkret praktikable Orientierung für soziales und politisches Handeln des Katholiken als Katholiken gemeint ist. Aber die Frage des Verfassers, ob denn ein politischer *Grundkonsens* der Katholiken nicht wünschenswert sei, ist bitter ernst gemeint, und es ist ihm keineswegs „zweifelhaft“, daß katholische Auffassungen in der Politik „überhaupt noch legitim erscheinen“ können. Sie sind *eo ipso* – gelegen oder ungelegen, mit Aussicht auf Durchsetzung oder ohne – „legitim“, wenn sie katholisch sind. Aber aus der Tatsache, daß die geschichtlich gewordene „christliche Welt“ (= das Abendland, *nicht* der soziale Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts, der nur ein Stück ihrer „Nachgeschichte“ war) geschichtlich untergegangen ist, daß es also keine Korrespondenz mehr gibt zwischen dem christlichen Glauben und der Gestalt der Welt, wie sie seit dem 18. Jahrhundert geworden ist, resultiert die schwer auf uns lastende Notwendigkeit, entsprechend *neu zu bestimmen*, in welcher Orientierung der Christ in *dieser* Welt sozial und politisch zu handeln hat. Da können uns auch die Lehrschreiben Pius' XI. nur bedingt helfen. Bloße Reprisen aber täuschen über das Feld, auf dem zu handeln ist, und verhindern damit die gebotene neue Orientierung. Ein prominenter katholischer Rechtswissenschaftler, der dem Verfasser in der Analyse der *Glaubenssituation* zustimmte, regte an, nun *diese „andere Seite“* des sozialen und politischen Handelns zu beschreiben. Aber der Verfasser gesteht, daß er eher sagen könnte, was man nicht tun darf, als was man tun soll. Die Erklärung der europäischen Bischofskonferenzen zu den Europa-Wahlen läßt dankenswert das

Abendland ruhen; der Preis dafür ist, daß sie ziemlich allgemein bleiben muß.

2. Es besteht keine Differenz darin, daß die jeweilige Entscheidung des einzelnen zwar hohen Ranges ist, er aber in Isolierung „überfordert“ ist – jedoch primär nicht deshalb, weil ihm der politisch effiziente „Block“ fehlt. Der einzelne ist vielmehr *als einzelner* in seinem sozialen und politischen Handeln ähnlich überfordert wie im Leben seines christlichen Glaubens. Er bedarf der *Communio*. Der Ort der „Integration“ kann jedoch kein „Block“ sein, sondern allein die Kirche (in der Regel konkret „alltäglich“ erlebt in der Pfarrgemeinde). Das Problem ist es freilich, daß der „gesellschaftliche Pluralismus“ quer durch die Kirche (und ihre Gemeinden) selbst verläuft. Dagegen hilft weder „Äquidistanz“ noch „Block“. Ich muß das Brot des einen Herrn essen in *Communio* mit jedem, der es auch ißt, und kann dann „nachher“ nicht so tun, als sei dies eine bloße Zeremonie gewesen. Der Verfasser ist Historiker und kein politischer Pietist. Seine primäre Sorge aber ist es, „daß sie auch morgen glauben können“, um es mit dem Leitwort des Jubiläums seiner Diözese zu sagen – morgen, wenn aller Voraussicht nach die Dinge noch schlechter stehen werden als heute. Sieht man denn nicht heute schon, wie brüchig sogar die *kirchliche* Trägerschaft von Schulen und Hochschulen, von Krankenhäusern und Beratungsstellen ist? Was nützen diese Institutionen (die wir dennoch zu verteidigen haben, darin erfreulich unterstützt von anderen, die *ihren* „Tendenzschutz“ behalten wollen), wenn sie von der Dechristianisierung ringsum unterwandert werden?

3. Christus ist der Herr der Geschichte, und wer nicht auf den von ihm verheißenen Beistand des Geistes vertraut, ist ein Dummkopf oder ein Illusionist, wenn er dann dennoch nicht an der Welt verzweifelt. Aber der Geist weht, wo und wie er will – und wir können nur hoffen, daß er auch noch den Preis, den die Welt für ihre Emanzipation bezahlt hat und noch bezahlen wird, in das Meer der „*felix culpa*“ werfen wird.

„Was nun der Katholik tun muß?“ Was anderes denn sollen wir „tun“, als in dieser Hoffnung glauben und handeln? Daß „alles andere dazugegeben wird“, schließt den politischen Sachverstand durchaus ein. Möge er den Politikern, die Christen sind, in reichem Maß geschenkt sein – als Nüchternheit und dennoch nicht als bloße taktische Macherei, als mutiger Ausgriff in die Zukunft und dennoch ohne alle Illusionen. Die Christen aber bleiben für die Politiker als „Wählerpotential“ in dem Maß interessant, in dem die Christen ihren Glauben „glaubhaft“ leben – quantitativ *und* qualitativ. Das ist die politische Macht, die ihnen „dazu gegeben wird“. *Dazu*: d. h. daß sie, wenn sie ihren Glauben aus ihrer Macht im „Block“ beziehen wollen, ihren Glauben verlieren und die Macht noch dazu.

Jedoch für alles politische Handeln gilt: „Jeder soll sein Menschenherz daran hängen, aber nicht seinen Glauben.“ Dies ist ein Vorbehalt, der schon immer geboten war, heute aber wohl mehr denn je, was aus historischer Erfahrung einsehen zu können vielleicht eine spezifische Chance in dieser Not unseres christlichen Glaubens ist. *Oskar Köhler*